

(Nachdruck verboten.)

14)

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Am anderen Tage wußten sie es in La Motte und so weit sich Kunde schiden läßt von Ferme zu Ferme, daß auf dem Florimont keine Milbe sei.

Am Freitag vor dem Feste kam der Bürgermeister auf den Berg.

„Guten Tag, Daniel. Ich komm expreß von unten herauf. Ihr wißt warum.“

Daniel saß ihm gegenüber am langen Wirtstisch.

„Nein, jell weiß ich nicht, aber weil Ihr just da seid: ich hab die Affekuranz gekündet.“

„Was? Die Affekuranz aufgekündet!“ schrie der Maire.

„Ja, sie steht mir nicht mehr an. Wenn die Gemeind will, daß der Goldadler weiterrist da oben, so soll sie ihn selber füttern. Ich zahl keine einzige Prämie mehr.“

Der Wiesbauer krampfte die Fäuste zusammen.

„Die Gemeind zahlt keinen Sou dran.“

„Auch gut, Herr Bürgermeister, dann sind wir quitt.“

Nach einer Pause, die beiden gleich lang vorkam, sagte der Maire mit scheinbarer Gelassenheit:

„Ihr haltet auf Euer Sach, nicht wahr?“

Daniel füllte ihm das Glas und sprach dabei:

„Ihr fraget wie der Pfarrer im Beichtstuhl.“

„Und Ihr bleibt bei dem, was Ihr gesagt habt?“

„Gesagt? Aber was denn?“

„Spielt nicht den Dummen, Daniel. Also frank heraus: ja oder nein?“

„Alsdann — nein!“ antwortete Daniel ruhig.

Da schrie der Maire auf einmal wild über den Tisch:

„Ihr haltet keinen Tanz ab?“

Daniel blieb ruhig. Er lehnte sich zurück, stemmte die Fäuste gegen die Tischkante und erwiderte:

„Hängt Ihr denn dran?“

Der Maire war aufgestanden.

„Daß ich nicht mit den Mägden auf den Tanzboden geh und hinter dem Hag lieg, das greift ein Blinder. Aber wir halten auf unsere Sach, und seit Jahr und Tag wird am Pfingstmontag auf dem Florimont tanzt, da hat der Wirt dazu zu stehen. Also!“

„Ihr täuscht Euch, Herr Bürgermeister. Das haltet der Wirt, wie er will.“

„Ah, bläst der Wind aus dem Loch! Wegen dem Gemeinderatspruch b o d t der Fermier? Ich sag Euch, Junt, macht den Buckel grad, sonst seid Ihr zum letzten auf dem Hof gewesen!“

Jetzt stand auch Daniel auf, langsam, ein böses Licht in den Augen. Sie waren allein in der Stube, nur hinter dem Schenkschlage hauchte die Katherine und duckte sich, damit keiner auf sie achte. Sie war wie gelähmt vor Angst, aber als der Maire drohend auf den Tisch geschlagen hatte, da wäre sie beinahe aufgesprungen, dem Daniel zu Hilfe.

Der Klang seiner Stimme scheuchte sie wieder tief unter die leere Bierpumpe. Jedes Wort fiel wie ein Stein aus seinem Munde.

„Herr Maire, ich will Euch etwas sagen: Der Spruch der Gemeind ist so wenig in meiner Weigerung wie Wasser in meinem Wein. Ich hab's geschworen vor einem Jahr, wo sie mir den Grenzaufseher über den Hausen gestochen haben, daß hier nimmer getanzt wird. Bei dem bleibt's.“

Einen Augenblick blieb der Maire stumm, dann nahm er die Kappe vom Tisch.

„Gut, so schid ich Euch mit dem Baibel und vom Tribunal den Befehl. Und wenn am Montag nicht getanzt wird, hernach seid Ihr um die Nacht.“

„Probiert's, aber ich hab die Schrift im Kopf, es steht nichts drin vom Pfingsttanz. Mein Vater selig hat die erste Milbe gehalten, sellmals, wo die Gemeind den ersten Preis bekommen hat auf der Exposition zu Straßburg, und so ist's dann geblieben. Ein Recht daran hat die Gemeind nicht.“

Der Maire war stuhlig geworden, aber er sagte sich:

„Gut, spielt nur den König und bestimmt, wie Ihr's

haben wollt. Ihr seid jezt geworden auf dem Hof, jezt meint Ihr, die Gemeind muß Euch die Semder waschen.“

„Jezt worden?! Ihr seid für keinen Sou in unserm Speck, Ihr zu La Motte! Wer hat den Weg gefarrt und die Weid gerodet seit bald hundert Jahren! Die Stein gesprengt und den Fins gezahlt und die Versicherung obendrein! Ja, jezt ist's ein warmes Nest hier oben, da möcht mancher drein sitzen, aber Anno dreißig und vierzig, da ist der Pächter hier gehocht als ein Auszügiger. Da sind die Schragen aus dem Moor gestiegen, daß kein Knecht und keine Magd geblieben ist, weil sie ihnen des Nachts auf die Brust geseßen sind und das Nieber ins Gebein gehert haben. Bis das Wasser aus dem Loch getrieben war und kein Frosch mehr darin geplärrt hat. Meine Mutter selig ist noch am Schleimfieber gestorben, aber jezt, wo wir's heraufgeschafft haben, wo der Florimont die fetteste Weid hat bis zum weißen See hin, jezt kommt die Gemeind und will dem Junt einen Tritt geben vor den Sintern. Gut, Herr Maire! Hüpf nur den Fuß, aber gebt acht, daß Ihr nicht hinterzu in den Mist fliegt, wenn Ihr den Schuh streckt. Den Bau habt Ihr mir abgesprochen, das ist ein Schlag gegen mein Recht —“

„Was Recht! Ein Dreck ist's!“ blitzte der Wiesbauer gereizt.

„Ja, gegen mein Recht, wie ich's versteht,“ donnerte Daniel nach, „denn ich hab's mit meinem Schaffen und Werken verdient, ich erstick in der Baracke und hätt Euch und der Gemeind zum Nuß gebant — na! Aber das andere, das, mit dem Ihr heut kommt, jell ist ein Spritz auf meine Ehr, und Gott verdammt mich, wenn ich das hocken laß.“

„Das Gericht wird seinen Spruch tun, der Pfingsttanz kostet Euch die Nacht.“

Ohne einen Gruß verließ der Bürgermeister das Haus. Der Wein war in den Gläsern stehen geblieben.

Daniel goß die Reize seines Glases auf die Dielen und murmelte:

„Jetzt ist's heraus, was mich gewürgt hat die ganze Zeit. Geh's, wie's will, ich steh dazu.“

Mehr tot als lebendig kauerte die Magd hinter dem Schenktisch und schielte durch ein Astloch, und als sie allein war, schlich sie davon, das Nettele zu suchen.

„Jesus Maria, so hab' ich den Herrn nicht gesehen, seit sellmals, wo die Leitkuh über den Hag in den Schlatten hinunter ist und das Kind nicht heimkam. Da war der blutige Pfingsttag ein G'ipack dagegen.“

Manette strich dem zahnenden Leon, der wild an ihren Rücken riß, über den heißen Kopf.

„Ja, ja, er brennt wunderfelsen auf, aber dann hüpf er auch gleich das Dach ab. Das glostet bei den Junt und frist sich langsam durch, und auf eins fahren sie los, und wer ihnen dann in den Weg kommt, was es sie kostet, sie gehen mit dem Kopf durch die Wand. So hat's der Vater selig gehabt, so hat's der Daniel und der da, der wird kein Haar anders.“

Sie hob den Knaben in die Höhe.

Katherine aber fuhr fort:

„Gewettert hat's, sag ich Euch, daß dem Maire die Hüh vom Leib gesprungen sind vor lauter Angst. Und wie er dagestanden ist, der Herr, so schön gelb im Gesicht wie ein Muttergottesbild, und die Augen haben gezündet! Es hat einen grad hingeweht, so hat er ausgeschaut. Mir ist es kalt und heiß über den Buckel gelaufen.“

Da lachte das Nettele und sagte mit einem mitleidigen und doch spöttischen Blick:

„Latine gib acht, wenn der Herr ein Zuckerstengel wär, hättest Du ihn schon lang aufgefressen vor lauter Liebe.“

Einen Augenblick stand die Katherine blaß, dann schoß ihr das rote Blut in den Kopf, daß ihr die Ohren brausten. Sie stieß einen leisen Schrei aus, schlug die Hände vors Gesicht und rannte heulend aus dem Zimmer, die Stiege hinauf und in die Dachlammer, wo sie mit der Sommermagd und der Köchin zusammenschloß, warf sich der Länge nach auf das Bett und drückte das Gesicht in die Kissen. Dabei stieß sie der Bod, daß ihr das Herzwasser kam; und sie biß in den bunten Kattun und kühlte, wie ihr heiße und kalte Schauer über den Leib strichen, und das Herz wild hin- und hersprang in der starken Brust.

„Daniel, Herr Daniel,“ wimmerte sie zwischen Schluchzen und Schreuzen, und jedesmal, wenn sie den Namen ins Riffen bröfelte, zuckten ihre Glieder in brünstigem Weh.

Das Nettele hatte ihr mit seinem Spott das Herz aufgeschlagen, und nun wußte sie, was darin war. Allmählich wurde ihr freier zumut, sie wälzte sich herum, das blankgeweinete Gesicht wurde von einem Sonnenstrahl vergoldet, der durch die Dachluke prallte und sie unter der Nase kitzelte. Wie ein Schnauzbart, akkurat wie Herrn Daniel sein Schnauz kribbelte der Sonnenfinger. Catherine lächelte, ihre Augen schwammen in Bärtlichkeit, und ganz glücklich atmete sie auf einmal tief auf, daß die Brüste schier die Gassen sprengten, die das Leibchen hielten. Sie setzte sich, und als sie im Hof Daniels Stimme hörte, der nach dem Melker rief, da lachte sie laut und frei und rannte die Stiege hinunter, um ihm zur Hand zu sein, wenn's eine Magd schaffen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Lassalles Familienbriefe.

(Schluß.)

In den Beziehungen zur Familie entfaltet Lassalle alle die Züge seines Wesens, mit denen er auch in der großen Welt wirkte. Sein Gefühl beugte und lähmte niemals seinen Willen. 1847 in den Anfängen des Hagfeld-Handels hat er aus dem Gefängnis heraus den Vater gebeten, der mittellose Gräfin einige hundert Taler zur Verfügung zu stellen. Das scheint nicht gleich geschehen zu sein. Und nun richtet er die fetsamste drohendste Beschworung an den Vater. Er fordert ihn auf, bis „morgen früh bereits“ mindestens 300 Taler bar zur Disposition zu stellen:

„Ein Mensch, ein Sohn in einer Lage wie der meinigen, hat das Recht, zu verlangen, daß die, welche ihn lieben, daß sein Vater ein Verlangen, das er äußert, gewährt, wenn es irgend in der Möglichkeit liegt. Ich liebe Dich sehr, und will gewiß nicht hart mit Dir sein, aber ich bin wahr, schonungslos wahr, wie dies ein Zug meines Charakters ist. Ich will auch mit Dir wahr sein. — Nun wohl, wenn Du mir nicht heute antwortest, daß Du bisher bloß aus Nachlässigkeit meinen Wunsch nicht erfüllt hast, und daß Du jetzt unmittelbar (spätestens morgen früh) meinem Verlangen (das mäßig und gerecht ist) nachkommen wirst — so kannst Du gewiß sein — auf meine Ehre!! — ich könnte noch vier Monate hier im Gefängnis sein, ohne daß Du je wieder den Genuß hättest, daß Dein einziger Sohn eine Bitte an Dich richtete, und könntest Du mir mit einem Kreuzer das Leben retten! Mit derselben Eindringlichkeit beschwört er einmal später (2. Mai 50) seine Schwester, materiell für die Eltern zu sorgen.

Je mehr Lassalle in seiner Entwicklung über die Eltern hinausragt, umso milder und nachgiebiger wird er. Die Eltern werden ihm ein symbolisches Ayl seiner Unrast. Und ebenso echt wie seine schroffen Erziehungsversuche, seine rücksichtslosen Beeinflussungen, seine geschäftliche Vertraulichkeit, ist der feurige Hymnus auf die Eltern, die qualvolle Weichte, die er einmal in „unvernünftiger“ Laune sich von der Seele schreibt. Ein Geburtstagsbrief an die Seinigen, in der er sein Dasein als Dramatiker gestaltet:

„Hart geh' ich durchs Leben; alle weidheren Regungen des Herzens unterdrückend, fährt mich mein Pfad von Felsgeröll zu Klippen und Gestein, und mit der Axt muß ich den Weg mir bahnen. In stetem Kampfe, der um mich tobt, und stets bereite Kraft verlangt, müssen des Herzens sanfte Regungen, muß jede süßere Wehmut schweigen! Dafür verlangt mich mehr noch als die anderen von Zeit zu Zeit, in langem Zwischenraum, und sei's des Jahr's einmal, im Ocean der Liebe mich zu baden, unterzutauchen in die heiligen reinen Bogen und neue Kraft und neue Unwundbarkeit aus ihnen mir zu schöpfen. ... Es stelle einer sich, so stark er will — diese Gewißheit braucht er doch: geliebt zu werden! sonst ist die Duelle seiner Kraft verfliegt und leicht verbraucht ist der erworbene Vorrat! — Das seid Ihr mir! An Eurer schrankenlosen Liebe, Eurem Selbstaufgeben, Eurer Weichheit erweicht sich mein versteinert Wesen, dringt neue Wärme, neue Blut aus ihm!“

Den Kampf gegen jegliche Halbheit und Unentschlossenheit führt Lassalle auch mit den Seinigen. Aus einem gut preussischen lokalen Zubenhaus erwachsen erstattet die Schwester des Revolutionärs (1847) die Denunziation wegen eines angeblich auf den König geplanten Attentats. Der Bruder entrüstet sich weniger über die Angeberei als über die schwächliche Art, wie sie die Angelegenheit betrieb: „Nachdem Du Dich soweit avanciert hättest, durstest Du wiederum nicht den weidlichen und matschen Rückzug nehmen. ... Du hast die Sache behandelt, als wenn es ein galantes Abenteuer wäre, mit derselben Unbesonnenheit, Gedankenlosigkeit usw. Erstens ist die Sache gehässig und schmutzig, und zweitens ist sie ein enormes Adical, in dem man keine Spur von Geist erblickt.“ „Ich werde schon durchgreifen. Du hast Dich gewiß wieder ängstlich schwach benommen.“ (An den Vater 18. 12. 50.) „Du siehst, daß es mit der ganzen Frechheit immer besser geht, als mit der halben.“ (24. 2. 51.) Und indem er den jüdischen Ausdruck für Dreistigkeit verwendet, schreibt er nach dem Erfolg seines „Geraklit“: „Ihr seht . . ., daß ich nicht bloß

Chuppe habe, sondern daß auch was dahinter steckt“ — in scherzhafter Formel eine ernsthafte getreue Selbstcharakteristik. In dieser Unbeugbarkeit des Willens nimmt er den Erfolg wie etwas Naturnotwendiges voraus: „Ich gedente einen namenlosen Triumph zu feiern“, schreibt er am Vorabend des Rassettenprozesses, und der Triumph stellt sich ein! „Wie der fernhinterlassene Apollo will ich meine Lanzen werfen, und ich habe im voraus Mitleid mit dem Kernstein, der die klägliche Aufgabe haben wird, diese spähhafte und verbrecherrische Anklage mir gegenüber zu verteidigen“, höhnt Lassalle im Februar 1849 in einem Brief an die Mutter, als er sich auf seine „Affisenrede“ vorbereitet.

Zwischen Entschluß und Ausführung gibt es für Lassalle keinen Wall. Daher die Unbedenklichkeit seiner Mittel. Er muß trotz des Polizeiverbots nach Berlin, koste es was es koste, und so setzt er Himmel und Hölle in Bewegung, und scheut auch vor Eingaben bei Hindelshey und dem Kartätschenprinzen nicht zurück.

Mit dieser zähen Kühnheit des Willens hängt nun auch das, was man Lassalles Eitelkeit nennt, zusammen, die aber, wenn nicht seit jeher, so doch in ihrer entwickelten reifen Form, nichts als das enthusiastische kraftvolle Selbstbewußtsein des Sieges der Sache ist. In den Familienbriefen vergißt Lassalle keinen seiner Erfolge mitzuteilen, ob es eine Auszeichnung in der Handelsschule ist, ob es sich um glänzende Anerkennungen seiner Schriften durch Autoritäten, um publizistische Schlager, Triumphe vor dem Tribunal oder die Erfolge in der Arbeiterbewegung handelt. Anfangs geberdet sich diese Berichterstattung über seine Anerkennungen ganz als harmlos eiler Jubel. Je mehr aber sein inneres Kraftgefühl sich festigt, um so mehr sieht man, daß ihm an dem äußeren Erfolg gar nichts liegt. In der Sache lebt und jauchzt er. Daneben haben diese breiten Schilderungen seiner Triumphe offenbar noch einen anderen Zweck: Der Sohn aus wohlhabender Familie, der ewig durch Gefängnis und Prozesse geschleppt wird, der das Stigma des anrüchigen Subjekts trägt, will aus Liebe zum Vater, aus Rücksicht für ihn beweisen, wie er dennoch bürgerliche Reputierlichkeit besitze und bei den besten Männern in hohem Ansehen stehe.

Lassalle ist überhaupt kein Hans der Träumer, der den Bedingungen der bürgerlichen Existenz zu entschweben trachtet. Die eigene Deconomie behandelt er, trotz aller Noblesse, nach allen Regeln kaufmännischer Geschäftsgewandtheit. Mit der Gräfin Hagfeldt vereinbart er für den Fall der siegreichen Durchführung des Prozesses eine lebenslängliche Rente. Aber diese materielle Seite des Handels wird wie etwas Selbstverständliches geregelt, ohne daß sie irgend einen bestimmenden Einfluß auf sein Verhalten ausübt. Die einmal begonnene Sache lockt und treibt ihn, und so opfert er ihr Arbeit und Existenz auch dann noch, als er an den Erfolg längst nicht mehr glaubt. „Die Sache der Gräfin . . . sieht fast ihrem sicheren Ruin entgegen. Unter diesen Umständen ist es meine Ehrensicht, eine geschlagene Sache nicht im Stich zu lassen.“ (Brief an die Schwester vom 2. Mai 1850.)

Im Herbst 1861 unternahm Lassalle eine Reise nach Italien. Er verkehrte mit den Führern der revolutionären Einheitsbewegung, wie Garibaldi, er erfuhr ihre Pläne und hatte nun die Ueberzeugung gewonnen, daß im Jahre 1862 die europäische Krisis ausbrechen würde. In den Familienbriefen findet man eine bedenkliche Rückwirkung dieser Informationen. Nach Deutschland zurückgekehrt, schreibt er — Januar 1862 — an seinen Vater, der auch sein Vermögen verwaltete:

„Ich bitte Dich, für mich per medio März 4000 Oberschlesier Litt. A. und 6000 Rthlr. Köln-Mindener in Vlanfo zu verkaufen. Ich kam Dir mit großer Bestimmtheit sagen, daß die Kurse vielleicht schon im Laufe des Februar, spätestens aber Mitte März weit niedriger stehen werden als jetzt. Dies ist so gewiß, daß ich auch eine fünfmal größere Summe verkaufen könnte. Aber das will ich nicht; ich will nicht auf einmal reich werden. ... Ich bitte Dich auch dringend, schon von dieser Mitteilung und diesem Auftrag keinem Menschen ein Wort zu sagen.“ Kein Zweifel, daß ein revolutionärer Führer, von dem eine solche persönliche Ausbeutung der Konjunktur bekannt würde, von der öffentlichen Moral und noch gründlicher von der öffentlichen Heuchelei toteschlagen, unmöglich gemacht würde. Jedes Reptil eines Ministers, der selbst spekuliert, würde sich entrüsten: Dazu schürt der Mann die Revolution, um erfolgreiche Termispekulationen zu betreiben! Aber für Lassalle waren derartige Anpassungen an die bürgerlichen Existenzbedingungen wie die Verrichtung notwendiger physiologischer Bedürfnisse, über deren Moral man nicht philosophiert, wie ekel sie immer sein mögen, die ober freilich auch das große, innerliche Wesen des Menschen nicht, auch nicht in schwächstem Maße irgendwie bestimmen. Lassalle wäre am Tage, da der Ausbruch einer von ihm vorbereiteten Revolution ihn als glücklichen Börsenspekulanten zum Millionär gemacht hätte, ohne sich zu besinnen, auf die Strafe gegangen, um mit seinem Werke zu siegen oder zu fallen!

Dem dies erhebt Lassalle über alle seine Menschlichkeiten: Der großen Sache schlug zeit Lebens sein Herz. Schon der Knabe, dem kein Knabenlaster fremd ist, schreibt mitten unter die Kindereien und Lausbühnerien seines Tagebuchs feierlich pathetisch: „Ich könnte wie jener Jude in Vultwens „Veila“ mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schafott nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.“

Die revolutionäre Leidenschaft, die unbedingte Hingabe an die

Sache bricht auch in den Familienbriefen überall hervor. Selbst unter der Gefängniszensur fühlt man das Klopfen seines Herzens, wenn er dem Vater in einem mit dem Gefängnis-Bisum versehenen Briefe über die Februar-Revolution schreibt: „Endlich wird die schmutzige Politik Guizots zu schanden. In zwei Tagen das Resultat der 18-jährigen Arbeit Louis Philipps dahingerafft! Die Forts, welche auf immer die Zwingburgen bilden sollten, die Hauptstadt danieder zu halten, die imposanten Forts mit ihren Bastionen — ruhige Zuschauer der königlichen Flucht. Welche Lehre!“ Und im Jahre 1849, als er wie alle unsere großen Sozialisten, den Wiederaufstand der Revolution erhoffte, berauscht er sich prophetisch: „Entweder kehrt Deutschland wirklich wieder und für immer in die Nacht der alten Zustände zurück — und dann ist alle Wissenschaft eine Lüge, alle Philosophie ein bloßes Spiel der Geister, Hegel ein dem Irrenhaus entlaufener Narr, und es gibt keinen Gedanken in dem Zufall der Geschichte — oder die Revolution wird bald einen neuen und entscheidenden Triumph feiern. . . . Das wird ein Krachen geben! Diesen Frühling steht Europa in Feuer und Flammen. Wer das nicht sieht, ist ein Tor. Gnade Gott dann unserer preussischen Wirtschaft. (Aus dem Gefängnis an die Mutter, 25. 2. 49.) Der europäische Galop infernale — mit dem immer die Pariser Mastenbälle schlicken — will beginnen. . . . Es dauert nicht lange, so wirst Du sämtliche walzenden Paare mit gebrochenen Rippen auf dem Boden liegen sehen, daß es eine Freude und Lust sein wird.“ (An den „geliebten, guten, schwarz-weißen Papa“, November 1850.)

Alles Menschliche vereinigt sich schließlich auch in Lassalles Liebesleben: Die physische Sinnlichkeit, die nüchtern trinkt, ohne zu philosophieren; der in ästhetischem Reiz gebändigte Kultus dessen, was die Pfaffen als Wollust verleumdend; die Mischung aus Idee und Trieb; die schweifende nach Abwechslungen und Schönheit in leichtem Spiel sich auslösende Unrast des gehekten Mannes bis hinauf zu der romantisch-ehrfürchtigen, abenteuerverdenden Sehnsucht nach dem vollendeten Weibe, das seine die Einheit vollendende Ergänzung bilden möchte, wie in der platonischen Fabel, — alles das treibt sein Leben und spiegelt sich auch in Bekennnissen dieser Briefe. Der junge Student sendet der Schwester eine Abbildung von Correggios Berliner Jo; indem er sie nach der Philosophie seiner Zeit mit der geschichtlich-philosophischen Idee: „Der Geist auf seinem Uebergang vom Katholizismus zur Reformation hält an zur Selbstbeschaunung, und diese zur Gegenständlichkeit, zum Sein herausgerungene Selbstanschauung sind die Lenden der Venus (Tizians), der rückwärts im Vergehen des Bewußtseins gebogene Kopf der Jo, die hingebend geöffneten Schenkel der in ein seliges Lächeln erstorbenen Leda.“

Mit der Schwester tauscht er (1854) vertrauliche Aussprüche über seine Heiratspläne. Die erwählte Dame läßt lediglich auf seine sinnliche Phantasie „ein großes, immenses Entzainenment“ aus. Er überlasse sich „der sinnlichen Veranschaulichung, welche ihr Anblick, ihr Auge, ihr Odem auf mich ausüben!“ In demselben Briefe befehlet er scherzend seine Schwester, sie dürfe nicht ohne weiteres eine ehemalige Tänzerin, Frau v. C. eine Courtesane nennen; darunter sei immer nur die Beziehung auf Geld zu verstehen: „Ist sie nicht interessiert, sondern bloß uninteressiert liederlich, so ist das sehr anzuerkennen und etwas ganz anderes!“ In Wien bestellt er sich bei der Schwester „einen Kreis schöner Damen!“ „Ich habe einen Erholungsdrang nach schönen Frauenzimmern, wie ein Oger nach Menschenfleisch.“ Und während er einer Verwandten den Rat gibt, sich nicht von ihrem Manne scheiden zu lassen, sofern der Ungetreue nur aus „Schweineerei“ ohne innere Teilnahme mit dem Dienstmädchen Ehebruch getrieben, findet er in einem — im Anhang auszüglich mitgetheilten Briefe — schwärmerisch idealistische Töne für die Frau als Freund und das Weib als Geliebte.

Siehe, ein Mensch — das ist der Eindruck dieser wertvollen Zeugnisse für Lassalles Wesen — und wir befestigen uns in der Ueberzeugung: daß ein vielfach irrender und abschwweifender Mensch dennoch nicht nur ein großer, sondern auch im höchsten Sinne, ein guter Mensch sein könne, wenn nur innere Wahrhaftigkeit, ein tapfer entschlossener Wille und die Hingabe an eine bedeutende Sache die Leitung seines Wesens fest und sicher beherrschen.

k. o.

Nachdruck verboten.)

Albinus Hoffmann.

Von Karl Duffe.

(Schluß.)

Hoffmann blieb, wohl absichtlich etwas gravitatisch, stehen und sah mich an. Und es war mir plötzlich kein Zweifel, daß Albinus in einer früheren Entwicklungsperiode nichts anderes gewesen war, als ein Hausstorch. Vielleicht stammte daher auch seine Vorliebe für alles, was flog. Zwar hielt er sich nie einen Vogel im Käfig, aber er kannte alle, machte im Frühjahr Niststätten an, streute im Winter Futter, und wenn man mit ihm spazieren ging, sagte er einen wohl am Arm: „Hörst Du den Regenpfeifer?“ Oder er horchte in die Dämmerung: „Die Wasserrallen sind schon munter und pfeifen.“

Einst — wir waren nach der Prima versetzt und das Schuljahr hatte noch nicht lange begonnen — holte er mich zu ganz ungewohnter Stunde zum Spaziergang ab. Er sagte nur: „Komm,

und schritt schweigend neben mir. Ich hatt' ihn nie so bedrückt und traurig gesehen. Stärker als sonst stieß sein Kopf bei jedem Schritte vor, trotzdem er bemüht war, in seiner alten, steifen und würdigen Art dahinzuwandeln.

Draußen erfuhr ich es dann. Er mußte abgehen, das Gymnasium verlassen. Nach dem „Einzährigen“ war der Gedanke schon erwogen worden, denn sein Vater fühlte sich krank. Nun hatte ihn der Schlag getroffen, es würden stets Lähmungsercheinungen zurückbleiben, die jedes Fortführen des Geschäftes unmöglich machten, und da kein Vermögen vorhanden war, fiel dem Sohne die Pflicht zu, für den Unterhalt zu sorgen. In Berlin lebte ein Onkel, der ihn irgendwo unterbringen wollte; das Geschäft, das doch niemand kaufen würde, wurde aufgelöst — mit Schülerlust und Schülerleid war es vorbei.

Frühling war es, als er mir das erzählte. Und ich fand keinen Trost für ihn, der mich so oft getröstet hatte. Wir gingen über Wiesen, wir gingen auf Landwegen durch die große polnische Ebene, und immer schwerer wurde auch mir das Herz. Eine Klasse ohne Albinus Hoffmann war keine Klasse mehr — jetzt, wo er scheiden sollte, drang es mit aller Stärke auf das Herz ein, was er uns allen gewesen war und wieviel eigene Fröhlichkeit er uns mitgeteilt hatte.

Er mußte wohl merken, daß es mir naheging, denn ob er auch nicht sprach, — er schob doch seinen Arm in meinen. Und so gingen wir — gingen — gingen.

Pfötzlich sah ich links auf den Wiesen einen Storch. Und dieser Storch wandelte aufrecht, gemessen, den Kopf ab und zu etwas vorkipfend, mit seinen langen Stelzbeinen dahin, gerade als wolle er Albinus Hoffmann tapieren. Lachen und Weinen lag damals so nahe beisammen — ich pläzte heraus, ich stieß den Langen an. Auch über sein Gesicht flog ein Jucken und Schimmern. Er blieb stehen. Der Storch, der plötzlich bemerkte, daß man ihn beobachtete, auch. Er begann, als wäre er ärgerlich, zu klappern. „So?“ jagte Albinus. „Wenn's nur das ist, Freundchen —!“ Und er machte ihm nach, so gut, wie ich's nie wieder gehört habe, wenn auch nicht vollendet. „Denn,“ meinte er, „eher kriegst Du den Gesang der Nachtigall raus, als das Klappern.“

Better Adbear drüben aber stutzte. Die Sache schien ihm nicht geheuer. Er machte ein paar ungeschickte Sprünge und erhob sich in die Luft.

Darüber wurde das Gesicht des Langen heller. „Es ist ein feltamer Vogel,“ sagte er. Und nun begann er, was er sonst stets tat und was er heut noch nicht getan, auch auf andere Flieger zu achten. „Hup . . . hup . . . hup . . . hup,“ tönte es herüber.

„Das ist der Wiedehopf,“ erklärte er. Und mit einem Male: „Weißt Du denn, wie der Wiedehopf auf lateinisch heißt? Upupa epops! U-pu-pa epops! Ist das nicht zum Heuten? Kommt mir das nur so schrecklich komisch vor oder ist es so? Upupa epops!“

Wunderlich, wie da die Fältchen über sein noch so ernstes und trauriges Gesicht spielten! Und als er die lateinischen Worte mit gediegenem Pathos vor sich her sagte, schienen sie auch mir plötzlich ungeheuer komisch, und wir lachten erst still, dann immer lauter, bis uns die Tränen kamen und bis wir Seitenstöße kriegen, und immer, wenn sich der eine etwas beruhigt hatte, sagte der andere dumpf: „Upupa epops“ — da begann die Freude von neuem.

So endete der traurige Spaziergang fröhlich und doch mit einem Troste für Albinus Hoffmann. Und mit einer tiefen Spannung in der Brust denk' ich noch heut' manchmal daran zurück, wie wir Kinder, die doch durchaus schon die Erwachsenen spielten, damals so über nichts und wieder nichts haben lachen können und so über eine Lebensentscheidung hinwegkamen.

Viele Jahre später traf ich Albinus Hoffmann in dem großen Berlin wieder, das Menschen aller Sorten beherbergt. Man konnte ihn nicht erkennen. Er stieß noch immer mit dem Kopfe vor, nur trug er jetzt einen merkwürdig langen grauen Gehrock, wie er vor vielen Jahren Mode gewesen war. Er war insofern praktisch, als er die unendlich langen Beine ziemlich weit verdeckte.

Albinus war erst ein wenig verlegen, einsilbig und gedrückt. Erst allmählich taute er auf.

„Ja, Ihr anderen . . . Ihr seid doch nun alles mögliche geworden, Offiziere und Doktoren und was weiß ich. Na, und ich — ach, ich hab' ja 'ne sehr feine Stellung, aber die Herren Akademiker . . .“

Da kamen die Fältchen, da muß' ich ihn „Albine“ nennen, da dachten wir an Upupa epops, und hatten uns wieder. Und da hört' ich auch Näheres über die „feine Stellung“ und sein Leben und Treiben.

Sein Onkel hatte ihn damals, vor vielen Jahren, im Bureau einer großen Versicherungsgesellschaft untergebracht. Es gab fünf- und siebenzig Mark monatlich, aber das Gehalt stieg. Es war im Laufe der Jahre auf neunzig, hundert, hundertfünfundsiebzig Mark „und so weiter“ gestiegen. Ueber das „und so weiter“ ließ sich Albinus nicht näher aus. Dafür erzählte er, daß er in einiger Zeit pensionsberechtigt sein würde und daß er außerordentlich zufrieden wäre.

Man würde dem bescheidenen Menschen das auch ohne weiteres geglaubt haben, wenn er nicht doch einen gedrückten Eindruck gemacht hätte. Er rüdte schließlich auch mit seinen Sorgen heraus. Die Sache war die, daß er und sein jetzt völlig gelähmter Vater

mit dem Gelde auch auskamen. Bedürfnislos waren sie ja beide. Aber er — Albinus Hoffmann — der lange Elpenor — er war verlobt. Ganz verschämt sagte er das. Er hatte sich in dem ungeheueren Berlin so vereinsamt gefühlt; seine einzige Freude waren die Späßen gewesen, die genau so aussahen, wie zu Hause. Da war er in den Freistunden und an den Sonntagen hinausgefahren in die Vororte, wo es doch noch Wiesen, Felder und Wälder, wo es vor allem noch Vögel gab. Und dabei hatte er dann ein Mädchen getroffen, das auch ein Landkind und von Berlin ganz benommen war, eine Waise, und sie hatten sich als ehrliche, stille Menschen erkannt und sich gefunden. Im holden Leichtsinne der Jugend hatten sie sich verlobt, aber da sie alle beide nur ihre Herzen und Hände einzusetzen hatten, doch keinen Pfennig Geld, so mußten sie warten. Und nun warteten sie noch immer, denn Albinus mußte seinen alten Vater ernähren und konnte schließlich vor seinem Hinscheiden an die Heirat denken. Aus dem Warten in Freudigkeit war allmählich eins in Ergebung geworden. Die Braut war noch immer im Geschäft und verblühte schon leise, fragte aber nicht. Durch die langen Jahre des Brautstandes jedoch war der Schmuck, der leuchtende, zitternde, heiße, von ihrer Liebe gestreift. Und Albinus litt darunter. Es war ihm, als täte er Unrecht an dem Mädchen, das durch ihn um die Jugend kam, aber was sollt' er tun? Da war sein armer, gelähmter Vater, auf den er schon als Schüler nichts hatte kommen lassen und um dessentwillen der Lehrer damals von dem Pythiasstuhl hatte rutschen müssen. Konnt' er ihn auf die Straße setzen? Und die langen Jahre des Rechnens und Wartens hatten ihm den frischen Mut zermürbt: vielleicht hätt' er heut' schon wagen können, zu heiraten und den alten Herrn bei sich zu behalten. Es wäre vielleicht gegangen. Aber wenn es dann doch nicht ging?

Und so trug Albinus Hoffmann eine schwere Last, und wie damals beim Spaziergang sprachen wir nicht, hatten schwere Herzen, und ich dachte, wie schade es sei, daß nicht auch hier ein Storch uns die alte Fröhlichkeit wiedergeben könne.

Das hab' ich dann wohl auch laut ausgesprochen, denn seine Züge belebten sich, gleichsam in freudiger Erinnerung.

„Ja, der Storch,“ sagte er. „Man kann ihn nicht ausstudieren. Ich hab' viel über ihn gelesen und mir in den Bibliotheken alles über ihn geben lassen, was ich kriegen konnte. Nun glaub' ich selber ganz bestimmt, daß ich früher mal einer war.“

Als ich ihn verwundert ansah, lächelte er gutmütig ergeben vor sich hin.

„Weißt Du, was Aelian sagt?“

Nein, das wußt' ich nicht, hatte den Namen dieses Mannes auch noch niemals gehört.

„Sieh, sieh, der Herr Akademiker! Claudius Aelianus, mein Junge, stammte aus Präneste, lebte im dritten Jahrhundert nach Christi und schrieb ein Werk: „De natura animalium“. Darin heißt es, daß die Störche, wenn sie zu Jahren gekommen sind, nach fernem, seligen Inseln ziehen und dort zu Menschen werden. Da hab' ich mich drein verdröselst in diesen hübschen Gedanken. Und wenn ich ganz, ganz weit zurückdenk', dann ist mir das doch wahrhaftig auch so, als ob ich auf den Inseln war. Weißt Du noch: ich kann ja sogar noch ein bißchen klappern. Und dann gibt es noch viele andere Geschichten von den Störchen. Früher hab' ich doch heimlich Not und Ungeduld wegen meines alten Herrn gehabt. Da hab' ich irgendwo zitiert gefunden, was Albertus Magnus erzählt. „Die jungen Störche,“ erzählt er, „füttern ihre graugelblichen Eltern so lange, als sie selbst von ihnen genährt worden sind.“ Dunnerlichting, das ging mir durch alle Glieder. Man muß sich mit seinen schlechten Gedanken vor solchem Tier ordentlich schämen. Na, überhaupt die Störche! Ich bin allmählich auf meine Stelzen fast stolz geworden.“

Er sagte das alles in wunderlichem Ton. Halb mit seinem würdigen und nachdenklichen Ernst, halb mit einem durchschimmernden, hinterhältigen, sich nicht trauenden Humor. Es schien beinahe, als hätte er Furcht, ich würde zu irgend einer Gewaltmaßregel raten und als wolle er dem vorbeugen.

Später lernte ich auch seine ewige Braut kennen, die er um mehrere Haupteslängen überragte. Es vergingen noch Jahre, ehe der Vater starb und ehe er sie heimführen konnte. Das heiße, goldene, schimmernde Glück der Jugend war ihnen vorübergeflogen, aber sie wickelten sich fest in ein freundliches und silbergraues, das wohl, wie mich bedünken will, auch besser für sie paßte, und das Albinus Hoffmann mit seinem ruhigen Herzen festhalten wird, bis er von neuem nach den „fernen seligen Inseln“ des Claudius Aelianus zieht. —

Kleines feuilleton.

co. Ueber die erste Besiedelung der Salzburger Alpen und ihrer Nachbargebiete sprach auf dem in Salzburg tagenden Deutsch-österreichischen Anthropologen-Kongress Dr. R. Uch aus Wien. Er entrollte in seinen Auseinandersetzungen ein fesselndes Bild von dem fernen Wagenhut des prähistorischen Menschen, welcher unerstickten und allen Gefahren trotzend schon vor mehr als 3000 Jahren in die unzugänglichsten östlichen Hochalpentäler eindrang. An den Ufern der Salzach fand der Stein-

zeitmensch das bearbeitungsfähige Kalk- und Glimmergestein, das für ihn allerdings ein nicht so günstiges Material abgab, als es die Feuersteine der norddeutschen Tiefebene bieten. Der Steinzeitmensch drang zur Gewinnung des Steinmaterials weit in das Salzkachtal hinauf, um die Orte des natürlichen Vorkommens der betreffenden Gesteinsarten aufzusuchen und vielleicht schon an Ort und Stelle zu bearbeiten. Alle Spuren beweisen, daß wir es mit einem unermüdbaren und mit Spürsinn ausgestatteten Menschen zu tun haben. Denn noch unzugänglicher als das Salzkachtal ist das Tal nicht die Steine allein veranlaßten den Neolithiker (jüngeren Steinzeitmensch), in das Innere der Alpentäler einzudringen, sondern auch das Salz muß auf ihn eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt haben. Denn noch unzulänglicher als das Salzkachtal ist das Tal der Traun. Dennoch findet man im innersten Winkel des Hallstätter Sees und am Hallstätter Berg die berühmten Hallstattwerkzeuge. Diese Leute sind also wohl lediglich hierher vorgedrungen, um zu den Salzquellen zu gelangen und sich des dort lagernden Salzes zu bemächtigen. Sie haben zur Erreichung dieses Zieles offenbar jeden Winkel dieses gefahrstrotzenden Gebirges abgejagt. Es setzt dies eine Seelenstärke und einen Unternehmungsgeist voraus, wie diese sich nur bei hochveranlagten Völkern finden.

Dieser Invasion nach den Hallstätter Salzquellen ging allerdings voraus die Bearbeitung der Salzlager von Hallein und Reichenhall. Diese müssen später in der Bronzezeit in einem geradezu staunenswerten Umfange ausgebeutet worden sein. Wie weit aber auch schon die Neolithiker vordrangen, zeigt die Auffindung eines mittelgroßen Serpentinbeiles auf dem schroffen Abhange des Schafberges zum Mondsee. Es war also alles in allem für das Vordringen des Menschen nicht der Wunsch nach Aufschließung von Ackerland und Weidgrund maßgebend, sondern das Streben nach der Ausbeutung der vorhandenen Mineralien. Bei den Natterberger Erzlagern zeigen alle hinterlassenen Spuren, daß die Menschen schon vor 3000 Jahren in diese unzugängliche und gefahrstrotzende Wildnis eingedrungen sind und die Kupfererze ausgebeutet und ausgeschmolzen haben. Jahrhundertlang haben hier etwa 200 bis 300 Menschen bergmännisch gearbeitet, und 2000 Jahre ruhten danach die hier verborgenen Mineralschätze, ehe ihr Abbau von neuem in Angriff genommen wurde. Ein ähnliches Bild von der Tätigkeit des vorgehlichen Menschen dieses Gebietes zeigen auch die übrigen Spuren des prähistorischen Minenbaues in den Alpen. Ueberall handelt es sich dabei um hochgelegene, zumeist auch noch heute schwer zugängliche Orte, an denen von Ackerbau oder Viehzucht nicht die Rede sein kann. Daß die Besiedelung der östlichen Alpen des Salzkammergutes wirklich zu jener frühen Zeit erfolgte, ergibt sich schon daraus, daß der Tätigkeitsdrang nicht zur Ruhe kam, sondern weiterhin auf die Ausbeutung anderer Minerale, wie Blei und Gold Bedacht nahm. So machten sich die Erzeuger des berühmten norischen Eisens die vorhandenen Bleierze zunutze. —

Theater.

oe. Das Thalia-Theater ist am Dienstag mit einem neuen Schwank, „Bis früh um fünf“, eröffnet worden. Die Firma der Autoren hat eine Aenderung erfahren; während früher jahrelang Aren und Schönsfeld gezeichnet wurde, heißt es diesmal Aren und Lippisch. Für die Oeffentlichkeit im weiteren Sinne ist das wichtigste an dem neuen Stück, daß es einen zukunftsreichen Gassenhauer in sich birgt: „Der Schutzmann hat 'nen Pidel auf der Nas', sonst ist er nett, das kleine Nas“. Nach einige andere Schlager enthält das Stück, die gefällig, aber nicht so geistreich sind. Die von Paul Linde zu diesen Einlagen geschriebene Musik verleugnet ihren Ursprung nicht, hat aber den schätzenswerten Vorzug, daß sie nirgendwo in sentimentales Geseier ausartet. Für das Theater und sein Publikum ist wesentlich, daß der Schwank gefallen hat. Nach diesem Geständnis bleibt der Kritik nichts weiter zu tun übrig. Denn der Inhalt so eines Schwanks aufzuzählen wäre zwecklos, da unter den vorliegenden Umständen nicht die Handlung, sondern allerhand Beiwerk erst den Erfolg ausmacht, und an diesem Beiwerk nur rühmend hervorzuheben ist, daß nicht die Schneidfirma Baruch, sondern ein Mann der Feder, vermutlich der Schwankdichter Lippisch, es geliefert hat. Nicht durch die ruhrende Arme der Waden, sondern durch ein Schnellfeuer von Witz und Witz das Stück. Freilich darf nicht verkannt werden, daß auch von diesem Witzstimm das meiste wirkungslos verpuffen würde, wenn Guido Tielcher nicht sein Prophet wäre. Mag dieser Komiker im ersten Akt, der im Kabaret zum Wollenfehen spielt, einen von der Junst der Elf Scharfrichter zur Verzweiflung bringen, mag er in den beiden folgenden Akten in der Uniform eines Inspektors einem stupiden Vorgesetzten erzählen, daß sein Schwiegervater einst in Paris mit der Wette von Pont des Arts ein Verhältnis gehabt habe, mag er aus Verehrung für seine Schwiegermutter den stamfischen Amoklauf mimen — immer weiß er auch das Berrückteste erträglich zu machen. Auch sonst klappete alles; und wenn wir von den Mitwirkenden nur die Damen Mannovius, Wallot und Junker-Schay und die Herren Olfers und Bartels nennen, so soll gern noch konstatiert werden, daß auch die kleinste Rolle ansprechend besetzt war. Alles in allem darf man wohl annehmen, daß das Thalia-Theater für einige Monate ausgegost hat. —